

Gisbert Kranz

C. S. Lewis über Sigmund Freud

Das wissenschaftliche Weltbild der Forscher und Denker liefert Stoff für das populäre Weltbild, das der Literatur und Kunst zugrunde liegt. Das populäre Weltbild wählt aber aus dem wissenschaftlichen Weltbild nur jene Elemente aus, die auch einem Laien verständlich sind und die das Gefühl und die Einbildungskraft berühren. So enthält das populäre Weltbild unserer Zeit viel von Freud und wenig von Einstein. Mit diesen Feststellungen umreißt C. S. Lewis die Tatsache und die Art der Präsenz von Freuds Ideen im Zeitgeist unseres Jahrhunderts.

Mit dem 1939 in der Nähe von London gestorbenen Begründer der Psychoanalyse hat sich der große englische Literaturwissenschaftler und Religionsphilosoph sein Leben lang auseinandergesetzt¹. Kürzere und ausführlichere Bemerkungen zu Freud und zur Psychoanalyse finden sich über sein ganzes Werk hin verstreut; sie tauchen schon in seinen ersten Büchern auf und begegnen zahlreich in den zehn Nachlaßbänden, die seit seinem Tod (1963) erschienen. Das meiste davon wurde noch nicht ins Deutsche übersetzt. Es lohnt sich, diese vielen verstreuten Äußerungen Lewis' über die Psychoanalyse einmal zusammenfassend darzustellen.

Psychologie als Erkenntnis und Lebenshilfe

Was Lewis an dem Lebenswerk Freuds zunächst anzieht, ist seine Begründung eines praktischen Heilverfahrens für psychisch Gestörte. Diese Therapie hat ja seit vier Jahrzehnten in den angelsächsischen Ländern (kaum dagegen in Deutschland) auf die Psychiatrie einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Wie sein Freund Owen Barfield bezeugt, hat Lewis die Technik, die Psyche in Begriffen ihrer versteckten Perversion zu diagnostizieren, gekannt und auf sich und auf seinen Freund erfolgreich anzuwenden gewußt.

In einem sprachwissenschaftlichen Buch stellt Lewis fest, Freuds Psychologie könne zweierlei bedeuten: einen Gegenstand, von dem wir alle viel gehört haben, nämlich die Lehre Freuds, oder einen Gegenstand, der zu wenig erforscht worden ist, nämlich die Psyche des Mannes Sigmund Freud. Vielleicht hat Lewis in der Psyche des Mannes

¹ Übersicht über das Werk von Lewis gibt G. Kranz in dieser Zschr. 166 (1960) 286–301; ferner in: *Hochland* 60 (1968) 772–779; *Wort und Wahrheit* 24 (1969) 55–63. Ferner: G. Kranz, *Europas christliche Literatur von 1500 bis heute* (Paderborn 21968) (dort S. 600 f. Bibliographie).

Freud eine der wichtigsten Ursachen für die Grenzen der Lehre Freuds gesehen; jedenfalls hat er diese Grenzen durchaus erkannt.

In einem Brief von 1940 schreibt Lewis, der Patient werde immer durch die Wertmaßstäbe des Analytikers beeinflusst. Insofern jede Behandlung es unternehme, zu heilen, d. h. besser zu machen, schließe sie ein Werturteil ein. Der Analytiker habe natürlich seine Vorstellungen davon, worin das Gute und das Glück besteht, und arbeite in dieser Richtung. Diese Vorstellung könne er aber nicht aus seiner Wissenschaft selbst beziehen. *Jede* therapeutische Kunst könne schlechte philosophische Ergebnisse zeitigen. Sie müsse nämlich aus methodischen Gründen Vollkommenheit als die Norm betrachten und jede Abweichung von ihr als Krankheit behandeln. Daher bestehe stets die Gefahr, daß jene, die sie praktizieren, dazu kommen können, eine vollkommen ideale Perfektion als „normal“ im volkstümlichen Sinn anzusehen und ihr Leben zu vergeuden, indem sie nach dem Unmöglichen trachten.

„Ich sehe keinen Grund, warum ein Christ nicht Psychoanalytiker sein sollte. Schließlich definiert die Psychoanalyse nur das, was immer zugegeben worden ist, nämlich daß die sittliche Entscheidung der menschlichen Seele sich innerhalb einer komplexen nicht-moralischen Situation vollzieht . . . Vom christlichen Standpunkt aus hat jede psychologische Situation, ebenso wie jeder Grad von Reichtum oder Armut, ihre eigentümlichen Versuchungen und ihre eigentümlichen Vorteile; das Schlimmste kann stets zu Gutem verwandt und das Beste stets zu geistigem Verderben mißbraucht werden . . . Das heißt nicht, daß es unrecht wäre, zu versuchen, einen Komplex zu heilen; es ist ebensowenig unrecht wie ein steifes Bein zu heilen. Aber es heißt, daß, wenn die Heilung nicht gelingt, das Spiel keineswegs aus ist; daß das Leben mit einem Komplex oder mit einem steifen Bein eben das Spiel ist, das zu spielen einem aufgetragen ist . . . Wir müssen die Rollen spielen, die wir als uns gegeben vorfinden . . . Wenn man erst einmal die medizinische Norm zu seinem Ideal des ‚Normalen‘ gemacht hat, wird einem nie ein Vorwand fehlen, sich für besiegt zu erklären. Aber das alles wäre illegitimer Mißbrauch der Psychoanalyse.“²

Noch kurz vor seinem Tod erklärte Lewis, wir seien den Freudianern sehr zu Dank verpflichtet: „Sie haben tatsächlich das feige Ausweichen vor wirklich nützlicher Selbsterkenntnis bloßgestellt, das wir alle seit Anfang der Welt geübt haben.“ Aber es gebe auch eine krankhafte Neugier über sich selbst, ein Wühlen in den Tiefen der Seele. Analyse könne uns von unserer Unvollkommenheit nicht heilen. Wer seine eigene Psyche zum lebenslangen Gegenstand seines Forschens mache, werde dadurch nicht vollkommener werden. Die sicherste Form der Psychoanalyse, die Quelle der Selbsterkenntnis und Desillusionierung, sei das religiöse Leben. Wir hätten schon vor Freud gewußt, daß das Herz trügerisch ist. Und daß der Traum Ausdruck eines untergetauchten Wunsches sein könne, sei schon Plato und Shakespeare bekannt gewesen.

Lewis meint, er sei nicht sicher, ob er ein hinreichend strenger Freudianer sei, um zu glauben, daß jeder Versprecher ausnahmslos tief bedeutungsvoll sei, wie das Freud in seiner Lehre von den Fehlleistungen darlegt; einige jedoch hält er für bedeutsam. Im Hinblick auf Freuds Lehre vom Vatermord und vom Ödipuskomplex gibt Lewis zu,

² Letters of C. S. Lewis (London 1966) 180.

daß jeder Mensch einen alten Widerwillen hat gegen seinen Vater und seinen ersten Lehrer. „Der Prozeß des Erzogenwerdens, wie gut er auch geleistet werden mag, kann nicht umhin, Anstoß zu erregen.“ Aber Lewis will nicht „so weit gehen wie Freud“. ³

Jung und Freud hätten uns gelehrt, daß Symbole die natürliche Sprache der Seele seien, eine Sprache, älter und universaler als Worte. In einem Gedicht, das die Überschrift trägt *Poem for Psychoanalysts and/or Theologians*, schildert Lewis einen Traum, der die Lieblingssymbole Freuds enthält. Freuds Ansicht, wir liebten Gärten, weil sie Symbole des weiblichen Körpers seien, wird von Lewis verteidigt gegen den Einwand, das müsse der Männer-Standpunkt sein; in Frauen-Träumen würden Gärten wohl etwas anderes bedeuten. Lewis meint, die Schönheit des weiblichen Körpers sei für die Frau ebenso ein Quell der Freude wie für den Mann. Im übrigen ist Lewis der Meinung, daß die Anwendung psychologischer Begriffe auf das Unbewußte selbst eine Art von Allegorie sei. „Wie Leidenschaften für den Allegoriker Leute werden, so wird X im Unbewußten für den Analytiker Leidenschaft; oder wenigstens kann er von ihm nur reden, *als ob* es Begierde wäre... Wie das erste Jahrhundert zum Psychologischen hinabtauchte mittels der Personifikation, so taucht das 20. Jahrhundert zum Unter-Seelischen hinab mittels ‚Passionifikation‘.“ ⁴

Abschließend bemerkt Lewis, wie jede junge Wissenschaft sei die Psychoanalyse voller Irrtümer, aber solange sie eine Wissenschaft bleibe und sich nicht als eine Philosophie aufspiele, habe er keinen Streit mit ihr. Man solle die Ergebnisse der wissenschaftlichen Psychoanalyse beurteilen nach bester menschlicher Logik und Wertordnung und nicht versuchen, aus ihnen Logik und Werte abzuleiten. Das allerdings tun Freud und seine Anhänger, wenn sie lehren, Verdrängung und Sublimierung hätten die gesamte Kultur, namentlich Moral, Dichtung und Religion hervorgebracht; diese seien nur Epiphänomene des Sexualtriebs. Mit diesen Aspekten der Psychoanalyse als einer Weltanschauung setzt sich C. S. Lewis als Moralphilosoph, Literaturwissenschaftler und Religionsphilosoph besonders kritisch auseinander.

Psychoanalyse und Moral

In seinen Rundfunkvorträgen *Christian Behaviour* hat Lewis einen ganzen Vortrag dem Verhältnis von Psychoanalyse und christlicher Moral gewidmet. Da die christliche Moral eine Technik sein wolle, die, wie Lewis sagt, die menschliche Maschine richtig laufen läßt, vergleiche er sie mit jener anderen Technik, die den gleichen Anspruch erhebe, mit der Psychoanalyse.

Lewis stellt fest, man müsse klar unterscheiden zwischen der therapeutischen Technik der Psychoanalytiker und der allgemeinen philosophischen Weltansicht, die Freud und einige andere ihr hinzugefügt haben.

³ Christian Reflections (London 1967) 92.

⁴ The Allegory of Love (New York 1960) 61.

„Die Philosophie Freuds steht in direktem Gegensatz zum Christentum . . . Wenn Freud darüber spricht, wie man Neurotiker heilt, spricht er als Spezialist über sein eigenes Fach; aber wenn er dazu übergeht, zu philosophieren, spricht er als Dilettant. Es ist deshalb ganz vernünftig, ihm in dem einen Fall mit Respekt zuzuhören und in dem anderen nicht – und das ist es, was ich tue. Ich bin dazu um so eher bereit, als ich gefunden habe, daß er sehr unwissend ist, wenn er von seinem eigenen Fach abkommt und über ein Gebiet spricht, von dem ich etwas verstehe, nämlich über Sprachen. Aber die Psychoanalyse selbst, abgesehen von allen philosophischen Zutaten, die Freud und andere ihr beigegeben haben, steht nicht im geringsten im Gegensatz zum Christentum. Ihre Technik deckt sich zum Teil mit der christlichen Moral, und es wäre keine schlechte Sache, wenn jeder Pfarrer etwas von ihr wüßte. Aber sie läuft nicht durchweg die gleiche Strecke, denn die beiden Techniken leisten sehr verschiedene Dinge.“⁵

Wenn ein Mensch eine sittliche Entscheidung treffe, so seien in diesem Vorgang zwei Dinge enthalten: Das eine sei der Akt der Wahl, das andere die verschiedenen Gefühle und Impulse, die ihm seine psychische Ausstattung als den Rohstoff seiner Wahl anbiete. Dieser Rohstoff könne von zweierlei Art sein. Entweder könne er normal sein, d. h. aus solchen Gefühlen bestehen, die allen Menschen gemeinsam sind; oder er könne aus ganz unnatürlichen Gefühlen bestehen, die auf eine Unordnung im Unterbewußtsein zurückgehen. Angst vor wirklich Gefährlichem sei ein Beispiel für die erste Art, eine irrationale Angst vor Katzen oder Spinnen ein Beispiel für die zweite. Die Psychoanalyse versuche, die abnormen Gefühle zu beseitigen, d. h. dem Menschen besseren Rohstoff für seine Wahl zu geben, während die Moral sich mit der Wahl selbst fasse. Die Psychoanalyse könne noch so sehr den psychischen Rohstoff des Menschen verbessern, sie könne ihm nicht die freie sittliche Entscheidung abnehmen. Einzig mit der freien Wahl habe es die Moral zu tun. Das schlechte psychische Material sei nicht eine Sünde, sondern eine Krankheit. Sie müsse nicht bereut, sondern geheilt werden.

In einem anderen Vortrag kommt Lewis auf ein weitverbreitetes Mißverständnis zu sprechen.

„Man mißversteht oft, was die Psychologie über ‚Verdrängungen‘ lehrt. Sie lehrt uns, daß ‚verdrängte‘ Sexualität gefährlich ist. Aber ‚verdrängt‘ ist hier ein Fachausdruck: Er bedeutet nicht ‚unterdrückt‘ im Sinn von ‚verneint‘ oder ‚abgewiesen‘. Ein verdrängtes Begehren oder Denken ist eines, das – gewöhnlich in einem sehr frühen Lebensalter – in das Unterbewußtsein geschoben wurde und jetzt nur in verkleideter und unerkennbarer Form vor das Bewußtsein treten kann. Wenn ein Adoleszent oder ein Erwachsener sich bemüht, einem bewußten Begehren zu widerstehen, hat er es nicht mit einer Verdrängung zu tun, auch steht er nicht im geringsten in Gefahr, eine Verdrängung zu bewirken. Im Gegenteil: Jene, die ernsthaft versuchen, keusch zu sein, sind weit bewußter und wissen über die eigene Sexualität bald viel mehr als jeder andere. Sie gelangen dazu, ihre Begierden zu kennen wie Wellington Napoleon, wie Sherlock Holmes Moriarty, wie ein Rattenfänger Ratten oder wie ein Klempner Rohre. Tugend, sogar Tugend, die zu erwerben man versucht hat, bringt Licht; Nachgiebigkeit bringt Nebel.“⁶

Noch an einer anderen Stelle spricht Lewis von der Wirkung der Psychoanalyse, besonders der Lehre von den Verdrängungen und Hemmungen, auf das allgemeine Bewußtsein. „Was immer diese Lehren wirklich meinen, der Eindruck, den sie tatsächlich

⁵ Mere Christianity (London 1952) 70 f.

⁶ Ebd. 81.

in den meisten Leuten zurücklassen, ist der, daß Scham etwas Gefährliches und Böses ist. Wir haben uns größte Mühe gegeben, jenes Empfinden des Zurückschreckens, jenes Verlangen nach Verheimlichung, das entweder die Natur selbst oder die Tradition der ganzen Menschheit mit der Feigheit, der Unkeuschheit, der Unwahrhaftigkeit und dem Neid verbunden hat, zu überwinden.“⁷ Man sage, diese Dinge seien sehr natürlich, und man brauche sich ihretwegen nicht zu schämen. Aber selbst die heidnische, vorchristliche Gesellschaft habe Schamlosigkeit als den Tiefpunkt der Seele angesehen.

Lewis äußerte unverhohlen die Ansicht, einige Aspekte der Psychoanalyse seien den infernalischen Versuchern des Menschen nützlich. Vor allem die Entdeckungen der Psychoanalytiker hätten den monogamischen Idealismus im Hinblick auf die Sexualität, der uns drei Jahrhunderte lang gedient hatte, unterminiert. Ob die Gesellschaft durch die sexuelle Revolution gewinne oder verliere, wolle er nicht versuchen vorherzusagen.

Psychoanalyse und Literarkritik

Am ausführlichsten hat sich Lewis über das problematische Verhältnis der Psychoanalyse zur Literatur geäußert. In seinem Aufsatz *On Criticism* spottet er über Amateur-Psychologen unter den Literaturkritikern, die auf Grund der Freudschen Literaturtheorie über die Entstehung eines Buchs genau Bescheid wissen wollen. Ein solcher Kritiker kenne alle Hemmungen und verdrängten Wünsche des Autors. Je mehr der Autor sie leugne, um so mehr müsse der Kritiker recht haben; denn es handle sich ja eben um Dinge, deren sich der Autor nicht bewußt sei. Merkwürdigerweise glaube der Kritiker auch recht zu haben, wenn der Autor seiner Analyse zustimme. Übrigens werde dieses psychoanalytische Verfahren nur von feindlichen Rezensenten und Literaturkritikern angewandt, die den Autor durch Enthüllung herunterreißen wollen. Dabei geschehe es, daß ein solcher Kritiker vor lauter Herumstöbern im Unbewußten die völlig offensichtlichen bewußten Motive für einige Züge des dichterischen Werks gänzlich übersieht. Er erkenne nicht, daß auf Grund der Struktur dieser Erzählung oder auf Grund der Natur des Geschichtenerzählens überhaupt diese Episode oder dieses Bild just an dieser Stelle stehen muß. Er rechne mit allen möglichen Trieben, nur nicht mit dem bildnerischen Trieb, mit dem Drang, etwas zu machen, zu formen, ihm Einheit, Relief, Kontrast und Struktur zu geben. Dieser bildnerische Trieb aber sei nun einmal unglücklicherweise der Trieb, der hauptsächlich bewirkte, daß das Buch überhaupt geschrieben wurde.

Offensichtlich habe ein solcher Kritiker nicht selbst diesen schöpferischen Trieb, deshalb argwöhne er ihn auch nicht in anderen. Anscheinend denke er, ein Buch tröpfele aus einem heraus wie eine Träne oder ein Seufzer. Es könne sein, daß in jedem Buch vieles

⁷ *The Problem of Pain* (London 1943) 44 f.

sei, das aus dem Unbewußten stamme. Aber es gebe doch auch die dem Autor wohlbe-
 kannten bewußten Motive. Man könne kaum Berichten vom Meeresgrund glauben,
 die von jenen gegeben werden, welche gegenüber den deutlichsten Dingen auf der
 Oberfläche blind seien. Die Wahrheit sei, daß ein sehr großer Teil dessen, was aus dem
 Unbewußten heraufkommt und aus eben diesem Grund in den frühen Stadien der
 Entwürfe zu einem Buch so anziehend und wichtig zu sein scheint, lange vor Abschluß
 der Arbeit ausgejätet und über Bord geworfen werde.

In seinem Vortrag *Psycho-analysis and Literary Criticism* will Lewis, wie er schreibt,
 keineswegs die Psychoanalyse angreifen, sondern nur zur Lösung einiger Grenzfragen
 zwischen Psychoanalyse und Literaturkritik beitragen. Er setzt sich mit einigen Kriti-
 kern auseinander, die mit Hilfe der Psychoanalyse die Pathologie eines Dichters aus
 seinem Werk erschließen wollen. Wenn dabei klargestellt wird, daß das Ergebnis ein
 Beitrag nicht zur Literaturkritik, sondern zur Pathologie oder zur pathologischen
 Biographie sein solle, hat Lewis nichts dagegen einzuwenden. Ihm behagt nur nicht die
 Konfusion, die dem Satz „Diese Dichtung ist Schund“ als Erklärung den Satz folgen
 läßt: „Diese Dichtung ist ein unvermeidliches Ergebnis und ein erhellendes Symptom
 der Verdrängungen des Dichters.“ Dabei habe der Kritiker sich von der echten litera-
 turkritischen Frage „Warum und wie sollten wir dieses lesen?“ ablenken lassen zu der
 rein historischen Frage „Warum schrieb er dieses?“ Obendrein bedeute in der letzten
 Frage das „Warum“ nicht „mit welcher Absicht“, sondern „durch welche Ursachen ge-
 drängt“. Der Kritiker frage also nicht nach der Finalursache, die noch von literari-
 schem Belang wäre, sondern nach der Wirkursache, von der man das nicht sagen könne.

Lewis nimmt zwei Behauptungen Freuds unter die Lupe. Die erste findet sich in der
 23. der *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Am Ende dieser Vorlesung
 führt Freud alle Kunst auf Phantasien, auf Wachträume des Künstlers mit Wunscher-
 erfüllung zurück. Der Künstler wünsche Ehre, Macht, Reichtum, Ruhm und Frauen-
 liebe, aber da er unfähig sei, diese in der wirklichen Welt zu erhalten, bilde er sie sich
 ein oder tue so, als habe er sie. Wunschträume hätten wir alle, aber der Künstler ge-
 stalte die seinen so, daß sie für andere genießbar werden, ja daß andere, die ebenfalls
 gute Wunscherfüllungsträume lieben, gern für das Vorrecht zahlen, an den Träumen
 des Künstlers teilnehmen zu dürfen.

Lewis bemerkt dazu, dies sei eine Theorie über Leser ebenso wie über Schriftsteller.
 Wenn Freud sich damit begnügt hätte, zu sagen, alle Kunstwerke könnten ursächlich
 auf die Phantasien im Künstler zurückgeführt werden, hätte er eine Wirkursache be-
 hauptet, die wir schwer widerlegen könnten. Aber er mache klar, daß wir das Pro-
 dukt als eine Phantasie genossen, daß Lesen ebenso wie Schreiben Wunscherfüllung sei.
 Offensichtlich glaube Freud, alle Wachträume seien von gleicher Art: Man träume, man
 sei ein berühmter Mann oder ein Millionär oder ein unwiderstehlicher Frauenheld,
 während man das in Wirklichkeit nicht sei. Lewis glaubt das nicht. Er möchte eine
 Verbesserung dieser Theorie einführen, für die ihm Freud selbst das Beispiel gegeben
 hat.

In der sechsten Vorlesung legt Freud dar, daß die Melodien, die wir scheinbar gedankenlos vor uns hinpfeifen, psychoanalytisch erklärt werden können, fügt dem jedoch die Einschränkung hinzu, daß er das nicht für wirklich musikalische Leute behaupte, über die er keine Erfahrungen sammeln konnte. Mit einer ähnlich einschränkenden Klausel, meint Lewis, müsse Freuds Theorie der Einbildungskraft versehen werden: Sie sei wahr genug, wenn man sie nicht auf Leute mit Einbildungskraft anwende.

Lewis gibt zu, daß es Menschen geben kann, deren Wachträume sich immer in den Bahnen bewegen, die Freud beschreibt. Er kenne diese Art zur Genüge – Träume, in denen er kluge Dinge sagte, Schlachten kämpfte und die Welt dazu zwang, anzuerkennen, welch bemerkenswerte Person er sei. Aber neben diesen Wachträumen habe er auch andere gehabt über Phantasiestädte, die von anthropomorphen Mäusen bewohnt wurden und in denen seine Person keine Rolle spielte. Die beiden verschiedenen Arten von Phantasien seien nicht nur durch den Inhalt verschieden, also dadurch, daß das Ich in der einen abwesend und in der anderen der Held ist, sondern auch durch den verschiedenen Geschmack: Die eine sei unvorhergesehen, fremdartig und ekstatisch, die andere gewollt, prosaisch und quengelnd. Lewis betont den vordergründigen Realismus des bloßen Wunscherfüllungstraums und zieht für die Literatur die Schlußfolgerung, daß ein reicher Gebrauch des Wunderbaren, des Mythischen und des Phantastischen in einer Erzählung ein Argument gegen den Vorwurf der Wunscherfüllung sei. Die Phantasie im Freudschen Sinn existiere dazu, uns einen Ersatz für wirkliche Befriedigung zu bieten; natürlich mache sie diesen Ersatz so lebensähnlich wie nur möglich. Ein Mensch, der wirklich hungrig sei, träume nicht von Nektar und Elfenbrot, sondern von Steak und Pudding. Ein Mann, der wirklich lüstern sei, träume nicht von Titania oder Helena, sondern von realem, prosaischem Fleisch und Blut. Eine Erzählung, in welcher der Held Titania begegnet und mit Feen-Speise bewirtet wird, sei wahrscheinlich kein Wunscherfüllungstraum, wohl aber eine hübsche Liebesgeschichte, die in London spielt, deren Dialoge idiomatisch und deren Episoden wahrscheinlich sind.

Lewis leugnet nicht, daß beide Arten von Wachträumen eine Quelle für Literatur werden können. Trollope habe im 3. Kapitel seiner Autobiographie erzählt, daß seine Romane aus Luftschlösser-Bauen entstanden seien und daß er selbst natürlich sein eigener Held gewesen sei. Lewis bemerkt dazu, die Wunscherfüllungs-Funktion erkläre, warum Trollope, wie er berichte, „nie etwas Unmögliches einführte. Ich wurde nie König oder Herzog, ich war nie ein Gelehrter oder ein Philosoph. Aber ich war eine sehr kluge Person, und schöne junge Frauen pflegten mich gern zu haben, und überhaupt war ich ein viel besserer Kerl, als es mir je gelang zu sein.“ Aber bezeichnenderweise füge Trollope hinzu: „In späteren Jahren tat ich den Helden meiner frühen Träume ab und mit ihm meine eigene Identität.“ Lewis zeigt an diesem einen Beispiel, daß selbst dort, wo ein Kunstwerk aus einer das Ich betrachtenden Träumerei seinen Ursprung nehme, es nur Kunst werden könne, indem es aufhöre zu sein, was es war.

„Es ist schwer, sich einen radikaleren Wechsel vorzustellen als das Verschwinden des Ich, das, der Hypothese nach, doch die *raison d'être* des ursprünglichen Traums war. Die Wurzel selbst, aus welcher der Traum wuchs, wird abgeschnitten, und der Traum wird in einen neuen Boden verpflanzt. Er wird als Phantasie getötet, ehe er als Kunst aufgezogen wird.“⁸

Deshalb möchte Lewis die Freudsche Theorie der Literatur in folgender Weise verbessern: Es gebe zwei Tätigkeiten der Einbildungskraft; die eine sei frei, die andere den Wünschen ihres Besitzers versklavt, dem sie eingebilddete Befriedigungen verschaffen müsse. Beide können Ausgangspunkt für Kunstwerke sein. Die freie Tätigkeit setze sich in dem Werk, das sie hervorbringe, fort und gehe vom Zustand des Traums über in den der Kunst: Zusammenhanglosigkeiten, Banalitäten und private Assoziationen würden beseitigt, Proportion, Relief und Mäßigung würden eingeführt. Die sklavische Tätigkeit aber werde nicht in ein Kunstwerk umgestaltet. Sie sei die Antriebskraft, die zurückgezogen werde, sobald die Maschine laufe, oder ein Gerüst, das abgebrochen werde, wenn der Bau fertig sei. Die charakteristischen Erzeugnisse der freien Einbildungskraft gehörten zum phantastischen, mythischen Typ der Literatur, der das Unwahrscheinliche darstelle, während die charakteristischen Erzeugnisse der wunscherfüllenden Einbildungskraft zum realistischen Typ gehörten.

Die zweite Lehre Freuds, mit der Lewis sich kritisch auseinandersetzt, ist die Lehre von den Symbolen, wie sie in der zehnten Vorlesung dargelegt wird. Freud lehrt dort: Wenn wir einen Traum analysieren, d. h. wenn wir versuchen, den unbewußten Gedanken zu finden, von dem die Traumbilder ein verkappter Ausdruck sind, finden wir einige Elemente, mit denen nichts im Geist des Träumers assoziiert ist. Doch auch das, was diese Elemente verhüllen, läßt sich finden durch Heranziehung psychoanalytisch untersuchter Folklore und Sprache. Gewisse Bilder haben in Erzählungen wie in Träumen die gleiche Bedeutung, sind Symbole, Wörter einer universalen Bildersprache. So bedeutet ein Haus den menschlichen Körper; ein König und eine Königin Vater und Mutter; kleine Tiere die Geschwister; Früchte, Blumen und Gärten den weiblichen Körper oder Teile von ihm. Selbst wenn Freud damit recht hätte, daß infantile Sexualität in allen Menschen vorkomme, daß unbewußte Gedanken über solche Dinge die genannten Bilder verwenden, daß, wo immer solche Bilder im Traum, in der Imagination oder in der Literatur vorkommen, der versteckte Gedanke, von dem Freud spricht, wirklich im Geist des Träumers, des Schreibers oder Lesers unbewußt gegenwärtig sei, – selbst wenn das alles so wäre, hätte das für die Literatur keine Relevanz. Alle Arten von unbewußten Gedanken, schreibt Lewis, können gegenwärtig sein, während wir ein Buch lesen – z. B. Gedanken, die durch die Form der Lettern oder durch das Sich-Anfühlen des Papiers hervorgerufen werden –, ohne daß unser literarischer Genuß dadurch verändert wird. Falls ein versteckter Gedanke erotischen Charakters in der gleichen belanglosen Weise gegenwärtig ist, wenn ich über einen Garten lese,

⁸ They Asked for a Paper (London 1962) 124 f.

so habe er als Kritiker nichts dagegen. Aber wenn Freud sagt, der Märchenanfang „Es war einmal ein König und eine Königin“ bedeute nichts anderes als „Es war einmal ein Vater und eine Mutter“, dann erhebt Lewis Bedenken. Was heißt hier „bedeutet“? Es ist sicher nicht gemeint, der Erzähler beabsichtige, daß „König“ als „Vater“ verstanden wird, oder daß der Hörer es bewußt so versteht. Nach Lewis Ansicht behauptet Freud oder wenigstens mancher seiner Anhänger implizit, daß der ganze Reiz des Bilds in dem darin verborgenen erotischen Gedanken bestehe; daß der verborgene Gedanke (wenn unsere Hemmungen es erlauben würden, daß er ohne Schock bewußt wird) uns die gleiche Art und den gleichen Grad der Befriedigung gebe wie das Bild; daß das Bild nichts anderes leiste als die Maskierung des verborgenen Gedankens. Lewis hat nichts dagegen, wenn gesagt wird, daß wir bei der Lektüre von Miltons Darstellung des Gartens Eden neben tausend anderen Dingen auch ein verborgenes sexuelles Interesse in unserem Unbewußten gegenwärtig haben. „Was wir wirklich ablehnen, ist nicht so sehr die Behauptung, wir seien am weiblichen Körper interessiert, als die Behauptung, wir hätten kein Interesse an Gärten; nicht was der Gelehrttuende uns aufdrängt, sondern was er uns wegzunehmen droht. Wenn es wahr ist, daß unsere ganze Freude an Bildern restlos in Begriffen infantiler Sexualität erklärt werden kann, dann liegt, ich muß es gestehen, unser literarisches Urteil in Trümmern. Aber ich glaube nicht, daß es wahr ist.“⁹

Wenn das Bild des Gartens nur eine Verkleidung für den weiblichen Körper und meine Freude an dem Bild nur erotisch wäre, müßte ich, sobald der Psychoanalytiker den Schleier freundlicherweise entfernt und mich an den Gedanken herangeführt hat, den ich – seiner Ansicht nach – die ganze Zeit denken wollte, nicht einen Antiklimax, sondern einen Klimax empfinden. Das sei aber nicht der Fall. Die Psychoanalytiker behaupten selbst, daß wir auf der einen Ebene wirklich an den weiblichen Körper zu denken wünschen, daß aber unser bewußtes Ich über die Enthüllung unseres wirklichen Interesses so schockiert sei, daß der Genuß daran aufhöre. Dazu schreibt Lewis:

„Ich bin manchmal versucht mich zu fragen, ob der Freudianismus nicht eine große Schule der Prüderie und Scheinheiligkeit ist. Die Behauptung, wir seien durch solche Deutungen schockiert, oder ein angewidertes Zurückschrecken sei die Ursache unseres Widerstands, klingt mir wie Unsinn. Ich kann natürlich nur für mein eigenes Geschlecht und meine eigene Klasse sprechen, und ich gebe gern zu, daß die Wiener Damen, die Freud konsultierten, keuschere oder dümmere Gemüter als wir gehabt haben mögen; aber ich kann zuversichtlich versichern, daß weder ich noch sonst einer von denen, die ich jemals kennenlernte, an solchem zurückschreckenden Ekel angesichts sexueller Phänomene leidet, wie ihn die Theorie zu fordern scheint. . . . Das Gefühl, mit dem wir die psychoanalytische Theorie der Dichtung ablehnen, ist nicht das des Schocks. Es ist nicht einmal ein vages Unbehagen oder ein ungewisses Zögern. Es ist ein ganz entschiedenes Gefühl des Antiklimax, der Enttäuschung. . . . Dichtung ist nicht ein Ersatz für sexuelle Befriedigung, und sexuelle Befriedigung nicht ein Ersatz für Dichtung. Wir wollen in Wirklichkeit beides. Folglich ist poetischer Genuß nicht sexueller Genuß *lediglich* in Verkleidung. Er ist, schlimmstenfalls, sexueller Genuß *plus* etwas anderem, und wir wollen dieses ‚etwas andere‘ um seiner selbst willen.“¹⁰

⁹ Ebd. 128.

¹⁰ Ebd. 129–131.

Der altfranzösische *Rosenroman* scheint auf den ersten Blick eine ideale Illustration des Freud'schen Symbolismus zu liefern, denn in ihm haben der Garten und die Rosenknospen eindeutig erotische Bedeutung. Aber hier steht, wie Lewis zeigt, das Erotische von Anfang an im Zentrum des Bewußtseins, und von Maskierung und Verkleidung verborgener Gedanken kann nicht die Rede sein. Die Symbole wollen nicht verhüllen, sondern ausstellen. Erotische Erfahrung borgt hier zusätzliche Anziehungskraft von den Blumen, nicht umgekehrt die Blumen von der Erotik. Der Frauenleib ist nicht das einzige Schöne, das es gibt; es gibt auch andere Schönheit eigenen Werts, sonst könnte man den Frauenleib weder mit ihr schmücken noch mit ihr vergleichen. Gerade um die Symbole zu erklären, auf denen Freud und seine Anhänger bestehen, müssen wir zugeben, daß die Menschen sich noch um viele andere Dinge außer der Sexualität kümmern.

Freud und die Religion

Mit der Einstellung Freuds und seiner Anhänger zur Religion hat sich Lewis schon 1933 in seiner religionsphilosophischen Allegorie *The Pilgrim's Regress* kritisch auseinandergesetzt. Hier erscheint die Psychoanalyse als Weltanschauung, als eine der modernen Irrlehren, die den Abfall vom Christentum beschleunigen.

Der Freudianismus entstamme der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und habe mit anderen modernen Geistesrichtungen, die ebenfalls der Aufklärung entstammen, gemeinsam, daß er alles Streben nach einem Jenseits herunterreißt und als Eskapismus verhöhne. Wer zu lange freudianisiert wurde, sei unheilbar.

Die Anhänger Freuds attackieren die Sehnsucht nach Transzendenz und behaupten, das seien nur Wunschträume, Illusionen, Komplexe. Religion sei sublimierte Libido. Sie geben vor, daß ihre Forschungen zu dieser Lehre führen; doch in Wirklichkeit stellen sie diese Lehre zuerst auf und deuten dann ihre Forschungsergebnisse nach ihr. Wie Spranger und Scheler ist auch Lewis der Überzeugung, daß die psychoanalytische Theorie nichts erkläre, sondern in einer Art von *generatio aequivoca* zurückführe. Die Kräfte, die die Verdrängung bewirken, erscheinen hier als dieselben Kräfte, die erst aus Verdrängung hervorgegangen sind.

Für Freud ist Religion „ein System von Wunschillusionen“. Lewis fragt: Wenn Religion ein Traum der Wunscherfüllung wäre, wessen Wünsche erfüllt sie dann? Sicher nicht die Wünsche des Menschen, der, wie Freud selbst sagt, vor Gott als einem überdimensionalen Vater-Tyrannen Furcht hat. Die Erfahrung seiner Ehe bestätigt Lewis, daß die Freud'sche Lehre, Religion sei sublimierte Libido, falsch ist. Wenn Religion aus unbewußten, ungenährten Begierden fabriziert wäre, wenn Gott ein Ersatz für Sex wäre, dann hätten er und seine Frau, in der Ehe voll befriedigt, jedes Interesse an Gott verlieren müssen. „Wer kümmert sich um Ersatz, wenn er das Eigentliche selbst hat?“¹¹

¹¹ A Grief Observed (London 1964) 10.

Auch eine beträchtliche Anzahl von realen Dingen in der Flora und Fauna unserer Welt könnten psychoanalytisch weginterpretiert werden, wenn man von der Voraussetzung ausgehe, sie seien Illusionen. Freud kannte nur die Hälfte der Tatsachen, machte sich aber anheischig, das Ganze philosophisch erklären zu können. Lewis sieht den Freudianismus mit den beiden anderen naturalistischen Weltanschauungen des 19. und 20. Jahrhunderts, mit Marxismus und Rassismus, zusammen: Alle drei greifen den überlieferten Glauben an, indem sie ihn auf Klassengegensätze, Komplexe oder Vererbungsvorgänge zurückführen.

Hier berührt sich das Urteil des christlichen Denkers C. S. Lewis mit dem Urteil des von der Psychiatrie herkommenden Existenzphilosophen Karl Jaspers, der 1931 schrieb, Marxismus, Psychoanalyse und Rassentheorie seien heute „die verbreitetsten Verschleierungen des Menschen“, sie hätten „eigentümlich zerstörende Eigenschaften“, wendeten sich gegen jeden, der an etwas glaubt. „Sie sind unwiderleglich, sofern sie selber der Ausdruck eines Glaubens sind.“ Die Lehre Freuds wird „zur Selbstrechtfertigung des Daseins in seiner bloßen Faktizität gebraucht“. Eigentliche Wirklichkeit sei für sie die Libido und andere Triebe. Die Psychoanalyse führe stillschweigend zu der Konsequenz, daß der Mensch, statt durch Spaltung und Gewalttätigkeit zu sich selbst zu kommen, zu der Natur zurückkehrt, als die er kein Mensch mehr zu sein braucht¹².

¹² K. Jaspers, Die geistige Situation der Zeit (Berlin, Leipzig 51933) 139-144.